



Nichts ist, das ewig sei Verluste und der Gewinn von Zukunft

Dorothee Baumann

Es ist alles eitel

*Du siehst, wohin du siehst nur Eitelkeit auf Erden.
Was dieser heute baut, reißt jener morgen ein:
Wo itzund Städte stehn, wird eine Wiese sein
Auf der ein Schäferskind wird spielen mit den Herden:*

*Was itzund prächtig blüht, soll bald zertreten werden.
Was itzt so pocht und trotzt ist Morgen Asch und Bein
Nichts ist, das ewig sei, kein Erz, kein Marmorstein.
Itzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beschwerden.*

*Der hohen Taten Ruhm muss wie ein Traum vergehn.
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Mensch bestehn?
Ach! was ist alles dies, was wir für köstlich achten,*

*Als schlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind;
Als eine Wiesenblum, die man nicht wiederfind't.
Noch will was ewig ist kein einig Mensch betrachten!*

So dichtete Andreas Gryphius um 1636/37 während des Dreißigjährigen Krieges. In Zeiten gewaltsamer Auseinandersetzungen, von Tod und Zerstörung durch menschliche Feinde, liegt die Erkenntnis der Vergänglichkeit (in diesem Sinne verstand man damals »eitel«) besonders nahe – und sie ist besonders bitter. Nichts scheint von Bestand, nichts ist gewiss. Dieses Gefühl hält lange an, der Krieg wirkt nach.

Zurück aus dem Exil bereiste Ré Soupault 1951 Süddeutschland mit einem motorisierten Fahrrad und notierte am 23. September ihre Beobachtungen und Empfindungen in Stuttgart: »Diese gigantischen Zerstörungen und daneben das letzte fieberhaft-hektische Aufflammen eines erstaunlichen Lebenswillens [...] So bäumt sich der sterbende Leib noch einmal auf, bevor er sich endgültig dem Tod ergeben muss. Dieses Gefühl einer unabwendbaren Katastrophe verlässt mich nie.«²

Heute ist wieder von einer Zeitenwende die Rede, während der sich die Sicht auf die Sicherheitspolitik verändert hat. Der grauenhafte Krieg in der Ukraine führt zu

weltumspannenden Turbulenzen und macht uns einmal mehr bewusst, dass die Geschichte voller großer Zäsuren ist: Auch der Zusammenbruch der Sowjetunion, die Finanzkrise, die globalen Migrationsströme, die Pandemie waren weitausgreifende Erschütterungen und überall deutlich spürbar. Dem Umbruch in der ehemaligen DDR folgten nach 1989 Jahre tiefgreifender Transformationen in den neuen Ländern und auch die alten Länder fanden sich nach der Wiedervereinigung in einer neuen Situation wieder, in einer Berliner Republik mit Solidaritätsschlag, Montagsdemonstrationen, nunmehr gegen die Hartz-4-Reformen (2004) oder gegen die sogenannte Islamisierung des Abendlands (seit 2014) – mit viel Kritik an der Übernahme des Namens von der friedlichen Revolution, neuen politischen Konstellationen. Wenn sich die Bedingungen so grundlegend ändern, Probleme erstmalig auftreten, kommt man mit bewährten Strategien nicht weiter, sondern muss das Denken und Handeln anpassen.

Dinge verschwinden, Verhaltensweisen ändern sich

Wandel ist nicht immer so deutlich und umfassend. Viele Veränderungen vollziehen sich kaum merklich, in kleinen Schritten. Ihrem *Verzeichnis einiger Verluste* stellt Judith Schalansky zwei Seiten voran, auf denen sie auflistet, was während der Arbeit an ihrem Buch verloren ging – wie eine verglühte Raumsonde, gesprengte oder zerbombte Bauwerke, versandete Gewässer, ausgestorbene Arten –, aber auch, was entdeckt oder wiedergefunden wurde: verschollene Musikaufnahmen, erstmals gesichtete Tiere, archäologische Funde, weit entfernte Sterne.³

Vieles, was die bekannte Welt ausmacht, ist im Fluss, das eine gerät in Vergessenheit, das andere – vielleicht wieder – ins Bewusstsein. Im vergangenen Jahr wurden einige Nachrufe auf die Telefonzelle oder das Telegramm verfasst. Die Schriftstellerin Jenny Erpenbeck beschreibt in ihren Miniaturen *Dinge, die verschwinden* ganz unterschiedliche Verlusterfahrungen: Man findet beispielsweise den

zweiten Socken nicht mehr, Berufe wie der des Kohlenträgers werden überflüssig, Formen höflichen Verhaltens wirken altmodisch, bestimmte Wörter und Wendungen sind nicht mehr gebräuchlich, Gebäude werden abgerissen, Einrichtungen aufgegeben, Wege blockiert. Menschen verschwinden aus unserem Leben, weil wir sie aus den Augen verlieren oder weil sie sterben, und allmählich verblassen die Erinnerungen an ihre Eigenheiten.⁴

Wandel ereignet sich kontinuierlich, begleitet den Verlauf der Zeit. Neben den Verlusten gibt es die Haben-Seite, Dinge kommen hinzu. Gerade ihr Erscheinen kann das Alte obsolet werden lassen. Der Nationalökonom Joseph Schumpeter hat Anfang des 20. Jahrhunderts die Innovation als »schöpferische Zerstörung« charakterisiert, gängige Güter und Produktionsverfahren werden dabei ständig durch neue ersetzt, der wirtschaftliche und technische Fortschritt von einflussreichen Unternehmern unablässig vorangetrieben.⁵

Im Alltag werden die neuen Produkte – wie Navigationsgeräte und Mobiltelefone – selbstverständlich, ältere gibt es irgendwann nicht mehr. Wenigstens kann man noch Straßenkarten kaufen. Baden-Württemberg belegt im bundesweiten Vergleich bei der Anmeldung von Patenten den ersten Platz – die Statistiken des Deutschen Patent- und Markenamts zeigen, dass das Klischee vom schwäbischen Tüftler nicht aus der Luft gegriffen ist. Besonders viele Patente in Baden-Württemberg betreffen das Technologiefeld Transport.⁶ Es sorgt im Land für Unruhe, wie sich die Arbeitswelt verändern wird, wenn sich die Automobilindustrie neu aufstellt. Gleichzeitig werden große Hoffnungen mit einer klimafreundlicheren Mobilität verbunden – Innovation tut hier not.

Umwälzungen der Lebensweise

Marx und Engels zufolge beschleunigt sich im Kapitalismus die fortlaufende Veränderung enorm. Die Dynamik der Wirtschaft überträgt sich auf andere Lebensbereiche.



Dinge, die verschwinden: Schnellkochtopf, Diaprojektor und mechanische Kaffeemühle – alle im Museum der Alltagskultur



Blick auf Stuttgart in einer Februarnacht 2023: Die Beleuchtung erfreut die Menschen, ist für Insekten, Vögel und Fledermäuse tödlich und für das Klima schädlich, Stichwort »Lichtverschmutzung«.

Im Manifest der kommunistischen Partei von 1848 halten sie fest: »Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. [...] Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisiepoche vor allen anderen aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.«⁷

Mit neuen Produkten und neuen Möglichkeiten stellt sich die Lebensweise um. Wie sich diese seit der Industrialisierung verändert hat, lässt sich im Museum der Alltagskultur in Waldenbuch anschaulich nachvollziehen. Wie lebte man vor 200, 100, 50 Jahren? In diesem Museum kann man auf Zeitreise gehen: Je nach Alter kennt man den dort aufgezeigten Wandel teils aus eigener Erfahrung, wird erinnert an Etappen der eigenen Biografie oder an Erzählungen der Großeltern. Gezeigt wird, wie Bedürfnisse immer umfassender und bequemer durch technische Lösungen bedient werden. Saß man einst viel im Dunkeln,

wurden Wohnung und Straße durch Petroleum-, Gas- und schließlich elektrische Lampen zunehmend heller. Heute spricht man sogar von Lichtverschmutzung durch die Siedlungen. Menschen haben es nun auf einfacherer Weise wärmer als früher, als Holz und Kohle zudem knapp waren. Die Wohnungseinrichtung und das Design von Gebrauchsgegenständen und -gütern haben sich mit dem Verlauf der Jahrzehnte stark gewandelt und viele praktische Haushaltshelfer sind dazugekommen.

Derzeit präsentiert die Sonderausstellung »Geht doch! Erfindungen, die die Welt (nicht) braucht« auch Exponate, deren Nutzen fraglich ist, wie die mobile Espressomaschine oder den Joghurtzubereiter.

Das Museum geht auf den Umgang mit der Dingwelt ein: Wurden einst selbstverständlich Textilien geflickt und Gegenstände repariert, wandert heute vieles auf den Müll, oft noch intakt oder nur angeschlagen, wenn es überhaupt nach dem Kauf je genutzt wird – jedes fünfte Kleidungsstück wird so gut wie nie getragen.⁸ Wird die Neanschaffung dazuhin online bestellt, profitieren davon zwar Versandhandel und Paketdienstleister, der örtliche Handel leidet jedoch, Einzelhandelsgeschäfte und Kaufhäuser müssen schließen. Die Dinge und Dienste, die uns zur Verfügung stehen, wirken sich auf Verhalten und Tun aus. Hat man früher einmal die Woche im Zuber gebadet oder fürs Duschen die Badeanstalt aufgesucht, ist heute in fast jeder Wohnung der Körperhygiene ein eigener Raum

gewidmet, den man täglich eine bestimmte Zeit lang nutzt. Einst gruppierte sich die Familie ums Radio, dann wurde der Fernseher zum Zentrum des Wohnzimmers, heute schaut jeder für sich allein Netflix auf dem Tablet. Mit dem Transistorradio konnte man Musik überallhin mitnehmen, mit dem Walkman störte man dabei seine Umgebung nicht mehr, der MP3-Player machte Kassetten und CDs überflüssig; heute braucht man zum Musikhören nicht mal mehr ein eigenes Gerät, sondern hat mit dem Smartphone sämtliche auf Spotify gespeicherten Platten und Playlists dabei. Das Internet und seine mobile Verfügbarkeit haben die Kommunikation und die Medienlandschaft grundlegend verändert. Der Ausdruck »digitale Revolution« trägt dem Rechnung. Mit den Entwicklungen gehen auch neue Gefahren und Konflikte einher – beispielsweise Cyberattacken oder Hetze im Netz.

Lässt man die vergangenen Jahrzehnte Revue passieren, erscheint die Feststellung von Marx und Engels, dass das Verfestigte unablässig auf- und abgelöst, in Frage gestellt, als Version 2.0, 3.0 etc. verändert, ganz durch Neuerungen ersetzt wird, als durchaus zutreffend. Das gilt für materielle Produkte ebenso wie für persönliche Denkweisen und Institutionen. Parteien erneuern sich, in Firmen und Ämtern werden Arbeitsweisen und Abläufe modernisiert. In der Wissenschaft und Kunst haben gerade diejenigen Rang und Namen, die das Bekannte hinter sich lassen, zu neuen Einsichten gelangen oder Darstellungsformen erkunden – hie wird Originalität eingefordert.

Die Art des Zusammenlebens, Verhaltensmuster und Mentalitäten sind nicht statisch. Die Gesellschaft hat sich seit den 1960er-Jahren liberalisiert, ist offener geworden für unterschiedliche Ansichten und Lebensstile. Handel und Kulturaustausch wurden zunehmend global und Zuwanderung ist selbstverständlich geworden. Fast jeder sieht die Welt heute mit anderen Augen als in früheren Jahrzehnten. Gleichzeitig fragt man sich, ob die Gesell-

schaft bei der Lösung der großen Fragen überhaupt vorankommt, überall verschärft sich die soziale Ungleichheit. Der Krieg ist nach Europa zurückgekehrt. Der Klimawandel lässt befürchten, dass sich die Lebensbedingungen für die nachfolgenden Generationen verschlechtern werden. Der Zukunftsoptimismus ist bei vielen Menschen der Skepsis, den Sorgen und Ängsten gewichen.

Fortschrittsglauben, Rückbesinnung, Nostalgie

In welche Richtung geht die Entwicklung? Technische Problemlösungen und neue Verhaltensmöglichkeiten werden freudig begrüßt. Dass mit Veränderungen Verluste einhergehen, wird durch die Idee des Fortschritts gern verdeckt. »Verluste kann es im Deutungsrahmen des Fortschritts streng genommen gar nicht geben. Aus der Perspektive der Progression – die von Wissenschaft und Technik über die Ökonomie bis zur Politik reicht – ist vielmehr das, was verschwindet, im Prinzip ohnehin überholt, das Neue per se das Bessere.«⁹ So beschreibt es der Soziologe Andreas Reckwitz. In der Euphorie der Erneuerung fällt einem gar nicht unbedingt auf, dass etwas verloren geht. Nochmal Reckwitz: »Das meiste Verschwinden – von Normen, Wissen, Dingen etc. – geht vielmehr völlig unmarkiert vonstatten, ohne dass es bei irgendwem oder irgendwo Aufmerksamkeit auf sich zöge. Was einmal da war, wird schlicht vergessen.«¹⁰

Es kommt durchaus vor, dass man das Alte später gern wieder zurückhaben möchte. Im Städtebau hat man in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik vieles abgerissen, bis man sich ab den 1970er-Jahren mit der behutsamen Stadterneuerung zu einem neuen Umgang mit gewachsenen Quartieren entschloss. Das Bewahren erhielt einen höheren Stellenwert. Vormoderne oder gründerzeitlichen Bauweisen wurden wieder Qualitäten zugesprochen, die man in der Aufbruchstimmung des Neuen Bauens nicht mehr wahrgenommen hatte. Bis heute wer-



Noch ist das denkmalgeschützte Stadtbad Heselach wegen Renovierungsarbeiten geschlossen. Das Foto zeigt die Schwimmhalle im Jahr der Fertigstellung 1929.

den historische Gebäude und Ensembles rekonstruiert, wie das Berliner Stadtschloss oder die Frankfurter Altstadt. Bei der Besichtigung alter Gebäude oder in Museen, auf Flohmärkten oder in Antiquitätengeschäften sind viele auf der Suche nach Reizvollem aus der Vergangenheit. In der Mode und beim Design gibt es immer wieder Retro-Trends, in denen Formen aus früheren Jahrzehnten wieder aufgegriffen werden.

Städte wie Tübingen mit einer historischen Altstadt, in der sich das moderne Leben abspielt, sind touristische Magneten – Zeiten überlagern sich hier, offensichtlich, wenn das Handygeschäft im Fachwerkhaus residiert. Slogans, mit denen Städte für sich werben, sind »Junge Stadt in alten Mauern« – Waiblingen¹¹– oder »Das Original. Hier treffen sich Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart« – Rottweil¹². In einer sich ständig verändernden Welt findet man an diesen Orten Konstanten, die überdauert haben. Dem baulichen Verfall und Verschwinden wird durch sorgsame Instandhaltung, charakterwahrende Modernisierung entgegengewirkt. Der Erhalt von Gebäuden und Objekten, die teilweise als Denkmal besonders geschützt sind, vollzieht sich parallel zu den Umwälzungen in der (post)industriellen Gesellschaft und ihren Bauvorhaben.

Der Blick auf Einst kann verklärt sein. Früher war alles besser, so lautet die Annahme der Nostalgiker. Spiegelbildlich zur Idee des Fortschritts werden Veränderungen als Verschlechterungen gedeutet, solche, die (vielleicht nur) vermeintlich bereits stattgefunden haben, oder solche, die in Zukunft drohen. Reckwitz unterscheidet zwischen konkreten Verlusten, also Dingen und Menschen, die es nicht mehr gibt, und abstrakten Verlusten. Man vermisst beispielsweise Sinnerfahrungen, Autonomie, Individualität, büßt an Macht, Status, Anerkennung ein, erlebt die Welt als weniger verlässlich, hat keine positiven Zukunftserwartungen mehr oder sieht den sozialen Zusammenhalt schwinden.¹³

Abgesehen davon, dass solche Erfahrungen in jeder Epoche gemacht wurden, ist der Wandel oft janusköpfig: Verluste der einen Seite können Gewinne der anderen bringen, zum Beispiel wenn rassistische oder patriarchale Machtgefüge abgebaut und Privilegien in Frage gestellt werden. Mehr Freiheiten gehen jedoch mit mehr Entscheidungsdruck einher. Technische Geräte vereinfachen den Alltag, zwingen aber den Nutzer, sich das Know-How ihrer Bedienung anzueignen und sie können Abhängigkeiten schaffen oder ablenken.

Bei aller Unbeständigkeit, die zum Leben gehört, ist im Auge zu behalten, was man nicht verlieren möchte. Nicht nur Artefakte, kulturelle Praktiken, gesellschaftliche Standards müssen bewahrt werden. Erst warnten Einzelne wie der 1968 gegründete Club of Rome, dann setzten sich soziale Bewegungen für mehr Umweltschutz ein, heute sehen es viele so, dass unsere Lebensweise seit langem die Lebensgrundlagen auf dem Planeten gefährdet. Der Dichter Erich Fried formulierte: »Wer will, dass die Welt so bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt.« Die Sorge, dass wir gerade unsere Zukunft verspielen, ist groß, treibt Menschen auf die Straße, führt zu radikalen Protestformen der »letzten Generation«: Gefordert werden Klimaschutz, Naturschutz, Artenschutz. Daneben, grundlegende Wirtschaft und Gesellschaft bestimmende Maximen zu überdenken. Sich zu beschränken, anstatt immer mehr zu produzieren und zu konsumieren. Zu entschleunigen, anstatt immer schneller zu werden. Zu teilen, anstatt Besitz anzuhäufen. Eine Neubewertung von Wohlstand, Lebensqualität lässt anders über Gewinn und Verlust nachdenken.¹⁴ Wer mit Gryphius die Vergänglichkeit allen Seins anerkennt und vielleicht auch betrauert, muss deshalb nicht alle Hoffnungen aufgeben. Steter Wandel heißt auch, dass es Spielraum für Gestaltung gibt. Und wir uns auf dem Weg zwischen Bewahren und Erneuern in eine offene Zukunft bewegen.

Über die Autorin

Dorothee Baumann studierte Soziologie und Germanistik mit Abschluss Magistra Artium an der Universität Stuttgart. Ihre Tätigkeiten umfassen die Bereiche Stadtsoziologie und Sozialforschung sowie Erwachsenenbildung. Im Zentrum ihres Interesses stehen Themen wie Ortsbindung und Heimat, Kulturen und Selbstverständnis, sozialer Wandel und Zusammenhalt/Konflikte in der Gesellschaft.

Anmerkungen

- 1 <https://www.projekt-gutenberg.org/gryphius/gedichte/chap003.html>
- 2 Ré Soupault: *Überall Verwüstung. Abends Kino*. Heidelberg, 2022. S. 44
- 3 Die Fotografin, Autorin, Journalistin Ré Soupault (1901–1996) war Bauhaus-Studentin in Weimar. Während der Emigration bereiste sie viele Länder, u.a. lebte sie 1938–42 in Tunis. 1943 ging sie nach Amerika und kam 1946 erstmals nach Europa, nach Paris zurück.
- 4 Judith Schalansky: *Verzeichnis einiger Verluste*. Berlin, 2018. S. 7/8
- 5 Jenny Erpenbeck: *Dinge, die verschwinden*. München, 2017
- 6 <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/lexikon-der-wirtschaft/20588/schoepferische-zerstoerung/> Seine einflussreichen Thesen zur Innovation hat Schumpeter 1911 in seiner *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* ausgeführt.
- 7 <https://www.dpma.de/dpma/veroeffentlichungen/statistiken/patente/index.html>

7 <https://www.projekt-gutenberg.org/marx/manifest/chap002.html>

8 https://www.greenpeace.de/sites/default/files/publications/20151123_greenpeace_modekonsum_flyer.pdf

9 Andreas Reckwitz: Auf dem Weg zu einer Soziologie des Verlusts. *Soziopolis: Gesellschaft beobachten*. 2011. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ss0ar-80750-2>. S. 2

10 Ebd. S. 4

11 <https://www.waiblingen.de/willkommen>

12 <https://www.tourismus-rottweil.de/>

13 Reckwitz ebd. S. 6/7

14 Wolfgang Sachs umreißt es so: »[Frugaler] Wohlstand [fällt] nicht durch systematische Üppigkeit auf [...], sondern durch Realismus, nicht-materielle Vergnügungen und durch Einfachheit. Ohne eine Ökonomie des Genug wird es keine Eindämmung des Anthropozäns geben, ganz zu schweigen von einem moderaten Wohlstand für alle.« Wolfgang Sachs: Frugaler Wohlstand. Plädoyer für eine Ökonomie des Genug. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 11/2022. S. 89